



Patrick Karez

EGON SCHIELE

Romanbiografie



 acabus

1900-1905
(Lebensschule)

Die Jahrhundertwende. Brachte auch für den jungen Schiele eine große Veränderung. Denn er verließ erstmals das elterliche Nest. Als Elfjähriger. Ging es mit Sack und Pack in die gut 30 Kilometer von Tulln entfernt liegende Stadt Krems. Beziehungsweise. 40 Kilometer. Per Landstraße. Oder Bahn. Da es damals in Tulln noch keine höhere Schule gab. Schickte man ihn auf das Realgymnasium in Krems. Denn alle Hoffnungen lagen nun auf dem einzigen männlichen Spross der Familie. Man wollte ihm dadurch den Weg zu einem Universitätsstudium ebnen. Doch die anfängliche Euphorie währte nicht lange. Denn dieser Start ins neue Leben erwies sich als Reinfluss. In jeglicher Hinsicht. Schien Egon Schiele für eine höhere Schullaufbahn ungeeignet. Und somit auch fürs Ingenieursstudium. Welches der Vater für ihn auserkoren hatte. „Ingenieur soll er werden!“, hatte der Vater immer wieder gesagt. Es ihm förmlich eingetrichtert. „Denn der Junge soll es eines Tages besser haben als ich selbst. Intelligent ist er ja, nur faul. Und undiszipliniert. Ablenken lässt er sich, immerzu, allem voran durchs Zeichnen.“ Nun. Undiszipliniert war Egon Schiele tatsächlich. Aber nur. Was seine schulischen Fächer anbelangte. Was das Zeichnen anging. War er jedoch höchst diszipliniert. Schon als kleines Kind. Zeichnete er immerzu. Es war keine Seltenheit. Dass er ein ganzes Notizbuch mit Zeichnungen befüllte. An einem einzigen Tag. Drohte der Vater ihm. Damit der Junge sich endlich einmal auf anderes konzentriere. Auf seine schulische Laufbahn. Vor allem. „Wenn Du nicht spurst, werde ich all Deine Zeichnungen in den Ofen da werfen, hörst Du?“ Das hörte er öfter. „Wenn Du doch nur genauso viel Energie in die Mathematik stecken würdest wie in diese sinnlose Zeichnerlei! Was soll nur aus Dir werden?“ Aber es war dem Jungen egal. Längst schon. Hatte er seine Bestimmung gefunden. Seine große Liebe. War nun mal das Zeichnen. Und sonst nichts anderes.

Auch die Lehrer beschwerten sich. Zunehmend. Zunächst bei ihm. Dann bei seinen Eltern. Er störe den Unterricht. Durch sein unablässiges Zeichnen. Denn Egon war hier im Paradies. Hier. Gab es Papier. Und Stifte. Und eine Tafel. Mit Kreiden. Die er während der Pause gänzlich befüllte. Mit Portraits. Seiner Mitschüler. Und mit Karikaturen. Seiner Lehrer. Das kam nicht gut an. Bei den Lehrern. Bei den Schülern. Jedoch sehr wohl. Sie mochten ihn. Diesen seltsamen Kauz. Schweigsam. Und doch humorvoll. Dem nichts entging. Was um ihn herum geschah. Vermutlich. Flüchtete er sich genau deswegen in seine eigene Welt. Die gezeichnete. Denn dort bestimmte er. Was geschah. Dort war er. Der Intendant. Nein. Gott sogar. Denn er konnte es regnen lassen. Auf dem Papier. Oder sogar

schneien. Mitten im Sommer. Wenn er wollte. Konnte er Eisenbahnzüge aus dem Nichts auftauchen lassen. Und wieder verschwinden. Er konnte Menschen wiedergeben. Und sie verändern. Mit wenigen Handstrichen. Konnte er sich an einen anderen Ort versetzen. In fremde Länder sogar. Ans Meer zum Beispiel. Obwohl er es noch nie gesehen hatte. Mit eigenen Augen. War es jedoch unerheblich. Unwesentlich. Denn der Künstler erschafft. Gottgleich. Die Dinge. Auch jene. Die er nie zuvor gesehen.

In der Kunst ging es nicht nur um die reine Wiedergabe. Der Natur. Und der realen Gegebenheiten. Das begriff er schon sehr früh. Es ging um etwas anderes. Etwas Höheres. Dessen Wahrheit viel wahrer war. Viel realer. Als jene. Der Realität. Die nicht ganz so interessant war. Nicht ganz so glamourös. Zumindest. Und in der Regel. Nutzte er das Papier. Und den Stift. Um zu entfliehen. Aus dieser schnöden Welt. Wo der Vater allmählich dahinsiechte. Und immer unnahbarer wurde. Immer in sich gekehrter. Immer unfreundlicher. Doch vor allem. Immer unberechenbarer. Mit seinen Jähzornanfällen. Die sich vermutlich gegen ihn selbst richteten. In erster Linie. Weil er sich mit Syphilis infiziert hatte. Und danach seine Ehefrau angesteckt hatte. Weil deshalb drei seiner Kinder verstorben waren. Weil die anderen drei zumindest kränkelten. Und nicht gerade die robusteste Konstitution besaßen. Und dann dieser Junge! Eine wahre Pest. Mit seiner ständigen Zeichnerie. Liebte er ihn ja. Von ganzem Herzen sogar. Aber er wusste auch. Dass ihm nicht mehr allzu viel Zeit beschieden war. Auf Erden. Sollte es der Sohn einst besser haben. Als der Vater. Genau deshalb. Nahm er ihn auch so hart ran. Und schickte ihn als Elfjährigen aus dem Hause. Um zu studieren. Um zu lernen. Um ein besseres Leben zu führen. Als der Vater. Den der Sohn ebenfalls liebte. Und doch. War die Kommunikation zwischen ihnen beiden zunehmend gestört. In letzter Zeit. Schimpfte der Vater nur noch mit ihm. Wenn er ihn sah. Warf er ihm vor. Sein Leben zu vergeuden. Indem er die Ratschläge des Vaters nicht befolgte. Doch einem Künstler kann man nichts vorschreiben. Ein Künstler. Ist ein Künstler. Ist ein Künstler. Und sonst gar nichts. Da kann man machen. Was man will. Und es nützt doch nichts. Selbst wenn der Sohn die Ratschläge des Vaters befolgt. Und Bankangestellter wird. Oder Ingenieur. Und somit seiner Bestimmung nicht nachgeht. Wird er im Leben nicht glücklich. Denn er weiß. Dass es nicht *sein* Leben ist. Das er da lebt. Sondern jenes des Vaters. Beziehungsweise. Jenes. Welches der Vater für ihn auserkoren hat. So ist es nun mal. Immer. Zwischen Vater. Und Sohn. Ersterer will dem Jungen eine bessere Zukunft ermöglichen. Zweiterer will sich selbst verwirklichen. Und nicht die bereits ausgetretenen Pfade begehen. Die andere längst gegangen sind. Er will ein Pionier sein. Auch auf die Gefahr hin. Kläglich zu scheitern. Denn einem jungen Menschen kann man nicht vorschreiben. Oder gar erklären. Was gut ist. Oder was schlecht. Denn er muss diese Erfahrung selber machen. Und so. Verhält es sich übrigens mit der gesamten Menschheit. Dies ist der Grund. Warum es immer noch

Kriege gibt. Im 21. Jahrhundert. Immer noch Hunger. Elend. Und Ungerechtigkeit. Weil der Mensch nun mal absolut nichts dazulernt. Die junge Generation. Möchte nicht auf den Erfahrungen der älteren aufbauen. Das ist nun mal der Lauf der Dinge. Sie will alles selbst entdecken. Neu entdecken. Auch wenn es nichts Neues gibt. Weder im Westen. Noch im Rest der Welt. Denn die Dinge bleiben im Grunde genommen gleich. Sie verändern sich nicht. Die Technologie verändert sich. Aber der Mensch bleibt immer derselbe. Seit vielen tausend Jahren schon.

Viel hätte er also lernen können. Unter Umständen. Auch von der alten Witwe. Bei der man ihn in Krems untergebracht hatte. Eine völlig fremde Frau. Für ihn. Bedeutete es also noch mehr Tod. Noch mehr körperlichen Verfall. Und noch mehr Siechtum. In seinem jungen Leben. Das gerade erst aufknospte. Und so kurz vor der Blüte stand. Hielt er dieses ständige Umfeld aus Tod und Siechtum einfach nicht mehr aus. Daheim der Vater. Hier die Witwe. Die sich in ihren schwarzen Kleidern durch die Wohnung schleppte. Immerzu an ihm herummäkelnd. „Die Hände nicht gewaschen, das Haar zerzaust, wie sieht er denn nur schon wieder aus?“ Das waren ganz andere Töne. Hier in Krems. Als daheim. In Tulln. Bei der lieben Mutter. Der fürsorglichen. Und auch ein wenig gleichgültigen. Zumindest. Was ihn anbelangte. Denn der jüngsten Tochter galt nun das ganze Augenmerk. Natürlich. War es der Mutter nicht egal. Ob sein Haar zerzaust war. Oder die Hände nicht gewaschen. Doch sie drangsalierte ihn nicht damit. Die Witwe hingegen schon. Sie tat es sehr wohl. Und das. Obwohl ihre Augen schlecht waren. Viel zu schlecht. Um damit wirklich sehen zu können. Ob sein Haar nun wirklich zerzaust war. Oder seine Hände schmutzig. Sie ging einfach davon aus. Weil ja das Haar *aller* junger Männer zerzaust ist. Und deren Hände *immer* schmutzig. Denn die Jugend taugte nichts. Früher. War alles besser gewesen. Aber die Jugend von heute. Die undisziplinierte. Die unhöfliche. Die vorlaute. Die konnte man eh vergessen. Die Witwe kassierte ihr Geld. Und nörgelte dennoch herum. Auch ihr ging die ständige Zeichnerie des Jungen auf die Nerven. Lernen sollte er. Das war der Grundtenor. Bei *allen* Erwachsenen. Das Zeichnen wurde als Tätigkeit nicht ernst genommen. Es wurde abgetan. Als Spielerei. Als eine sinnlose Beschäftigung. Und Ablenkung. Für kleine Kinder. Aber nicht für einen jungen Mann. Der ja nun das Gymnasium besuchte. Der sollte gefälligst Latein pauken. Und sich besser in Algebra üben. Als in Schattenwürfen. Und in perspektivischer Darstellung. Das war nämlich brotlos. Das hatte keine Zukunft. Damals. Wie heute. Benötigt die Gesellschaft keine Künstler. Sie stehen ganz unten. In der Hierarchie. Diese ewigen Versager. Diese ewigen Arbeitsverweigerer. Suspekt waren sie. Schon immer. Und doch. Ist eine Gesellschaft nichts wert. Ohne Künstler. Die nachdenken. Und kritisieren. Was die anderen nicht wagen. Die ihrer täglichen Beschäftigung nachgehen. Wie Schafe. Die vom System zeitgerecht eingefangen wurden. Und die es niemals riskieren würden. Dieses System zu kritisieren. Künstler waren immer schon Kritiker vorherrschender Systeme.

Revolutionäre. Aufrührer. Aufwiegler. Sie waren unbequem. Schon immer. Aber umso mehr. Um die Jahrhundertwende. Wo die Künstler plötzlich eine Eigenständigkeit entwickelten. Eine Eigendynamik. Die den herrschenden Klassen suspekt war. Also dem Staat. Dem Bürgertum. Den Eltern. Und den alten Witwen. Die ebenjene beherbergen mussten.

Egon Schiele hatte schon sehr früh seinen eigenen Kopf. Er war nicht unbedingt frech. Eher zurückhaltend. Und schweigsam. Doch er machte durchaus seinen Mund auf. Wenn ihm etwas nicht passte. Beziehungsweise. Widersetzte er sich. Er entzog sich. Er nahm sich heraus. Und nahm sich seine Freiheiten. Indem er Dinge einfach nicht tat. Die man ihm vorschrieb. Und deren Nutzen er anzweifelte. Da er ihn nicht erkennen konnte. Wozu eigentlich das Haar kämmen? Bin ich ein schlechterer Mensch? Wenn ich es nicht tue? Warum eigentlich Schuhe tragen? Auf einer Wiese? Wo mich ohnehin niemand sieht? Warum eigentlich Latein pauken? Und Algebra? Wenn ich doch ohnehin Zeichner werden möchte? Und es niemals wieder in meinem Leben brauchen werde? Warum die Hände über die Bettdecke legen? Wenn es doch so viel Spaß macht. Wenn sie darunter liegen. Und nicht nur das. War immer schon gefährlich. Für eine Gesellschaft. Und je starrer diese ist. Je strenger. Desto gefährlicher. Der Künstler. Beziehungsweise. Der Intellektuelle. Der sich dagegen auflehnt. Auch wenn er es nur mit seinen Fragen tut. Die unbequem sind. Provokant. Und gefährlich. Weil andere es ihm ja nachtun könnten.

Die Strafe. Folgte. Auf dem Fuße. Die alte Witwe verlautbarte. Dass sie es nicht mehr aushalten könne. Mit diesem Gfrast. Mit diesem Satansbraten. Der nicht parierte. Sondern ohnehin nur das tat. Was er wollte. Trotz aller Ermahnungen. Und Androhungen. Wie oft. Hatte sie ihn ohne Abendessen ins Bett geschickt. Aber genützt. Hatte es gar nichts. In diesen Grundtenor. In diesen Klagechor. Stimmte nun auch der Lehrkörper ein. Der Junge sei ein schlechter Schüler. Er habe keine Disziplin. Er sei ein Störenfried. Unverbesserlich. Uneinsichtig. Unnachgiebig. Weshalb man davon absehe. Ihn weiter zu unterrichten. Da er die gesamte Klasse aufwiegele. Und den Eltern anrate. Ihn von dieser Schule zu nehmen. Wo kein Platz sei. Für Ungehorsame. Für Revolutionäre. Für Aufrührer. Und Aufwiegler.

Kein halbes Jahr also. Nachdem man ihn nach Krems geschickt hatte. In der Mitte des Schuljahres. Musste man ihn wieder zurücknehmen. Postwendend. Sozusagen. Regte sich der Vater auf. Und die Mutter jammerte. „Du verbaust Dir Deine ganze Zukunft! So wird das nichts mit Dir. Und überhaupt: Wie Du wieder aussiehst!“ Da saß er also wieder. In Tulln. Wo er nun das Jahr mit Hilfe eines Privatlehrers abschloss. Daheim. Im elterlichen Nest. Wie als ob nichts gewesen wäre. Außer Spesen. Nichts gewesen. Und doch. Hatte sich etwas verändert. In ihm. Wusste er nun *noch* genauer. Was er *nicht* wollte. Keine Bevormundung. Durch Alte. Kein Terror. Durch Spießer. Keine Gehirnwäsche. Durch Angepasste.